

## Die Sau im Porzellanladen: Vom Leben der Wörter

*Das feine Zürcher Zunfthaus zur Waag hat die jüngste, fünfte Wortgeschichtensammlung von Klaus Bartels am 1. Advent 2008 mit einer festlichen Vernissage begrüsst. Wir geben im Folgenden die Vernissagenrede des Autors wieder.<sup>1</sup>*

Majestät! – Der erste Willkommensgruss gilt dem ubiquitären Überraschungsgast auf allen Vernissagen, Königin BERENIKE II. von Kyrene und Ägypten; verehrte Damen und Herren, verehrte Sprachfreunde, verirrt Porzellansammler: Ich freue mich, dass die Freude an der Sprache, am Leben der Sprache, am Leben der Wörter dem traditionsreichen Zunfthaus zur Waag heute diesen Ansturm beschert hat! Die Sau begrüssen wir später.

Zum Auftakt ein feineres Exempel, und da ich ja Philologe bin, ein speziell philologisches: die Wortgeschichte vom „Profil“. Profile gibt es mancherlei: Da sind zunächst die technischen, die Reifenprofile am Auto, die Sohlenprofile der Schuhe, die stählernen I- und T-, X- und Y-Profile. Und dann sind da die menschlichen Profile, und da wieder zunächst die leiblichen, die der Silhouettenschneider schneidet. Profil haben wir, *notabene*, nur vom Scheitel bis zum Adamsapfel; an Brust und Bauch haben wir nicht „Profil“, sondern „Figur“. Schliesslich ist da das geistige Profil: Nicht die markante Stirn, erst der markante Geist dahinter macht die „profilierter“ Persönlichkeit.

Das alles hängt buchstäblich an einem Faden. Der rote Faden, der sich von den profilierten Sohlen bis zur profilierten Persönlichkeit hinaufzieht, heisst im Lateinischen *filum*, eben „Faden“. Sie sehen: unter diesem Stichwort wird der Philologe mit seinem griechischen „Ph“ zugleich zum „Filologen“ mit einem lateinischen „F“, zum Fadenforscher. Merkwürdige Wortverbindungen wie *forma et filum* oder *figura et filum* deuten darauf, dass dieser Faden mit seinen Schleifen und Schlaufen schon im klassischen Latein den „Umriss“ einer Figur nachzeichnen konnte. Der Lobspruch für das „gar nicht so üble *filum*“ eines jungen Mädchens in einer römischen Komödie bezieht sich also keineswegs auf deren Kunstfertigkeit an Spinnrad und Webstuhl.

In der Spätantike ist das Verb *filare* aufgekommen, „(Wolle) zu einem Faden ausziehen“, und im Mittelalter das Kompositum *profilare*, „im Seitenriss (vor-) zeichnen“. Das italienische Substantiv *profilo*, im Sinne eines solchen Seitenrisses, ist im 17. Jahrhundert als *profil* ins Französische und Deutsche und als *profile* ins Englische übergegangen, zunächst als ein Fachwort der Festungsbaukunst, bis das Wort im 18. Jahrhundert bei LESSING und WINCKELMANN von den Mauerstirnen und Mauernasen auf die Menschenstirnen und Menschennasen übersprang.

Was hängt seither nicht alles an diesem Faden! Über die längst abgelaufenen Sohlenprofile und abgefahrenen Reifenprofile hinaus verzeichnet das Wörterbuch jetzt Firmenprofile und Stellenprofile, immer neue Parteiprofile und Kandidatenprofile, Schulprofile und Maturitätsprofile, profilierte Prominente und profillose Allerweltszeitgenossen und zuletzt noch Profilierungssüchtige und Profilneurotiker. Bei den beiden letzten hat sich der Faden wohl vollends verheddert.

Als ich vor fast drei Jahrzehnten mit dem Wortgeschichtenschreiben anfang, dachte ich, es gebe vielleicht zwei, drei Dutzend Wörter, deren bunte Lebensgeschichte für eine Tageszeitung taugt. Aber dann gab ein Wort das andere, schärfte eine Entdeckung den Blick für die nächste. Die Geschichte vom „Profil“ war die Nr. 208, die jüngste, die von den „Piraten“, war die Nr. 546; fünf Sammelbände mit je 77 Wortgeschichten sind aus der Rubrik hervorgegangen.

Wortgeschichte: Zum einen, strengeren Teil geht es da um Sprachgeschichte: um Sprachverwandtschaften und Lautgesetze, um den grossen Baukasten aus Präfixen vorneweg, Wortstämmen und Suffixen hinterdrein. Zum anderen, bunteren Teil geht es da um Kulturgeschichte: um die so vollkommen menschlichen Lebenswege der Wörter durch die Zeiten und die Sprachen, ihre Bedeutungssprünge und Beziehungskisten, ihr Aufsteigen und ihr Wiederabsinken, ihr abenteuerliches Hakenschlagen querfeldein. Da gilt allemal, frei nach der Lustigen Person im „Faust“: „Greift nur hinein ins volle Wörterleben! ... und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Packen wir da gleich einmal zu und testen wir den vielversprechenden Vers mit ebendiesem „Test“! Das letzte Wegstück ist klar: Im 19. Jahrhundert ist der „Test“ aus dem Englischen zu uns gekommen. Schauen wir weiter zurück, so kommt zunächst der lateinische *testis*, der „Zeuge“, für einen wortgeschichtlichen Vaterschaftstest in Betracht. Ist der Test vielleicht ein „Zeuge“, ein Qualitätszeugnis? Schön wär’s! Aber jener *testis*, jener „Zeuge“, bekennt sich nur zum „Testament“, in dem einer seinen letzten Willen bezeugt, zum „Attest“, dem ärztlichen „Zeugnis“, und zum „Protest“, mit dem einer öffentlich Zeugnis ablegt.

Dann fällt da noch eine *testa*, ein „Tonkrug“, ins Auge. Im klassischen Latein bezeichnet das Wort allerlei gebrannte tönerner Gefäße und -geschirre, Öl- und Weinamphoren, Öllampen und Salbfläschchen, ja selbst die alten Tonfässer am Strassenrand, aus denen VESPASIAN seine anrühige „Urinsteuer“ schöpfte - „*Non olet!*“

Von einer bauchigen tönernen Deckelterrinen war jene *testa* früh auf die Schalen der Krustentiere, der Austern und Purpurschnecken übergesprungen; auch das Kriechtier, in dem wir eine schildbewehrte „Schild“-Kröte sehen, kroch im Lateinischen als *testudo*, als eine vierbeinige Deckelterrinen, durchs Gras. Im Mittelalter ist die Übertragung noch einen Schritt weitergegangen: zunächst auf die knöcherne Hirnschale und dann auf den ganzen Hartschädel mit allem Drin und Dran, italienisch *testa*, französisch *tête* – da oben in der Chefetage ist der *Homo sapiens* ja auch ein wenig Krustentier. Ja, ist der Tester dann einer mit Köpfchen? Wieder: Schön wär’s!

Der Weg zum Testlabor ist ganz versteckt schon vorher abgezweigt. In der alchemistischen Goldmacherküche diente eine spezielle *testa*, ein tönerner Schmelztiegel, dazu, das glänzende Metallgebräu auf seinen Goldgehalt zu prüfen, es darin buchstäblich zu „testen“, zu „schmelztiegeln“. Ein mittelhochdeutsches Lexikon vermerkt unter *test* nach den Bedeutungen „Topf, Tiegel“ und „Kopf“ noch „Schlacke, verworrenes, verflochtenes Zeug“. Das war dann ein unzweideutig negatives Testergebnis; aber wenn schon nicht pures Gold, so ist bei dieser Goldmacherei doch unser „Test“ herausgesprungen.

Aber was ist, wenn ein Doping-Test einem Tour-de-France-Sieger verdächtig hohe Testosteron-Werte attestiert? Da hat sich zu den beiden Zufallsnachbarn im Alphabet *testa*, „Tiegel“, und *testis*, „Zeuge“, noch ein dritter gesellt: der *testis*, der „Hoden“. Von diesem zweiten *testis* kommen die verkleinerten *testiculi*, die „Testikeln“, und das – erst jüngst künstlich daraus destillierte – „Testosteron“. Tiegel, Zeuge & Testikeln – es ist schon ein verhexter Dreierverein, der sich da im Lateinlexikon unter „T“ zusammengefunden hat. „Wann kommen wir drei wieder zusamm?“ fragen sich die drei Hexen in FONTANES „Brücke am Tay“. Das ist auch bei dem Dreierclub Test, Attest & Testosteron eine interessante Frage. „Ich nenn’ euch die Zahl!“ ruft da eine bei Fontane, „Und ich die Namen!“ die zweite, „Und ich die Qual!“ die dritte. Na, das kann ja spannend werden, spätestens bei der nächsten Tour de France!

Oder packen wir ganz woanders zu; testen wir jene „Lustige Person“ noch einmal in der hohen Politik! Was ein Ministerpräsident ist, dazu erteilt jedes lateinische Schulwörterbuch unter *minister* und *praesidere* klare Auskunft: Das ist der, der den ersten „Dienern“ des Staates „vorsitzt“, sozusagen der Chef de service. Aber was ist ein Kanzler? Da wird es verwirrend; da nennt der gute, alte zweibändige „GEORGES“ erst ein Substantiv *cancellarius* mit der Bedeutung „Türsteher“ oder „Kanzleidirektor“ und dann ein Adjektiv *cancellarius* mit der Bedeutung „hinter Gittern gemästet“. Was in aller Welt hat das mit einem „Kanzler“ oder gar einer „Kanzlerin“ zu tun?

Mit den „Gittern“ sind wir auf der rechten Fährte. Ein „Lattenzaun mit Zwischenraum, hindurchzuschauen“, die Latten über Kreuz schräggestellt, hiess im Lateinischen *cancelli*, im Plural: „die Latten, die Schranken“. Daher kommt die Bezeichnung *cancellarius*, „der an den Schranken“, für den Gerichtsdienner, der zwischen dem Gericht und den Parteien vermittelte, Schriftsätze entgegennahm und Urkunden aushändigte, und daher kommt dann auch das Qualitätsprädikat *cancellarii* für die hinter Gittern gemästeten Wacholderdrosseln.

Ein solcher *cancellarius* „an den Schranken“ zwischen Gericht und Parteien, Behörde und

Publikum hatte im Sinne des Wortes eine Schlüsselfunktion inne; so begegnen Träger dieses Titels in der Folge als Kanzlei-Sekretäre hoher Magistraten, mit gewichtigen Ehrentiteln ausgezeichnet und in den respektablen Senatorenrang erhoben. Von diesen spätantiken *cancellarii* hatte der mittelalterliche *kancellari*, *kanzelaere* oder auch schon *kanzler* seinen Titel: Auch der vermittelte ja sozusagen „an den Schranken“ zwischen Kaiser und Volk – und vermittelt hier zwischen den alten *cancellarii* und den neuen Kanzlerinnen und Kanzlern in Berlin, Bern und Wien.

Die gleichen *cancelli*, diese schrägen „Gitter“, haben auch der „Kanzel“ in der Kirche den Namen gegeben: An den hölzernen, steinernen oder schmiedeeisernen „Gittern“ zwischen Kirchenchor und Kirchenschiff, Klerikern und Laienvolk hatte das Lesepult seinen Platz, von dem herab der Diakon seine Predigt hielt und die Gemeinde allenfalls auch einmal „abkanzeln“ konnte. Von der pfarrherrlichen Warte dieser Kirchenkanzel, die ja tatsächlich noch hoch über jenen Chorschranken stand, ist das Wort auf die ähnlich vorkragende, vorspringende Aussichtskanzel hoch über Berg und Tal überggesprungen und zuletzt noch auf den gläsernen High-Tech-Hochsitz der Pilotenkanzel hoch über der Startpiste.

Damit sind wir, scheint es, nun weit jenseits aller Lattenzäune, jenseits aller Gitterwerke. Und doch nur solange, bis der Pilot in seiner Pilotenkanzel da oben – sagen wir: eine fröhlich piepsende, kabelknabbernde Maus entdeckt, die Flughafenmauswehr ruft und dann auf der grossen Klappertafel in der Abflughalle plötzlich die anglolateinische Anzeige *Cancelled*, „Gestrichen“, erscheint: Das lateinische *cancellare*, eigentlich „kreuzweise vergittern“, bedeutete schon unter römischen Juristen soviel wie „streichen, tilgen“, entsprechend unserem alten „Ausixen“ auf der Schreibmaschine.

Familienverhältnisse: Da gibt es wie unter den Menschen, so unter den Wörtern nahe Bluts- und Stammverwandte, die sich so weit auseinandergelebt haben, dass sie nichts mehr voneinander wissen wollen. Wer denkt denn, aller augen- und ohrenfälligen Familienähnlichkeit zum

Trotz, bei einem Radieschen, diesem knackig frischen „Würzelchen“, gleich an einen Links- oder Rechts-Radikalen, diese blindwütigen „Wurzelausreisser“? Wer denkt denn bei einem „Konjunkturaufschwung“ noch an die glückverheissende Planeten-Konjunktion am Himmel, die ihn im Voraus angekündigt hat, oder bei einem „Konjunkturrückgang“ an grammatische Konjunktionen vom Schlage eines „Wenn“ und „Aber“ oder an die unrealen Konjunktive vom Schlage eines „Wäre“ oder „Hätte“, die dann im Nachhinein zu hören sind? Wenn es im Streit um die „digitalisierten“, wortwörtlich verdolmetscht: die „auf Fingerrechnungsart gespeicherten“ Fingerabdrücke im neuen Pass hoch her geht, wechseln diese „digitalisierten Fingerabdrücke“ untereinander im Stillen ein fröhliches Augenzwinkern.

Wo die Wortbedeutungen die Stammverwandtschaft nicht mehr erkennen lassen, werden die augen- und ohrenfälligen Familienähnlichkeiten nicht mehr wahrgenommen. Wer in einem Kleidergeschäft nach einem Liebesroman oder in einer Buchhandlung nach einer Freizeithose fragt, wird als nicht ganz richtig gewickelt angesehen; dabei sind die „Texte“ und die „Textilien“ doch, was das Wort angeht, aus dem gleichen lateinischen Faden, und was die Sache angeht, auf dem gleichen Webstuhl gewoben.

Wörter sind allemal für eine Überraschung gut: Die ehrenwerte Hauszeitschrift eines Basler Pharma-Konzerns hatte mich einmal um die Wortgeschichte des „Penicillins“ gebeten; als die dann kam, hatte der Redaktor ein wortgeschichtliches Aha-Erlebnis – oder vielmehr: ein Oho-Erlebnis –, bat um Rücksicht auf die scheue Generaldirektion und erbot sich ernsthaft zur Vermittlung des Textes, dieses hochnotpeinlichen, schrecklich durchsichtigen Gewebes, an den „Playboy“. Ich habe die einmalige Chance damals nicht genutzt; die NZZ hat den Text ohne Wimperzucken gedruckt.

Und zugleich gibt es da, neben diesen verleugneten Bluts- und Stammverwandten, immer wieder blosse Doppelgänger, die einander täuschend ähnlich sehen, ja auch aufeinander Bezügliches bedeuten – und doch verwandtschaftlich nicht das Geringste miteinander zu

tun haben. So ist es, aller verführerischer Sachbezüglichkeit zum Trotz, mit dem „Ball“, den der Stürmer in hohem Bogen ins Tor schießt, und der „Ballistik“, der Wissenschaft, die derlei Flugbahnen berechnet: Da ist auf der einen Seite der prall aufgeblasene deutsche „Ball“ gleichen Stammes mit dem prall geschnürten Stoff-„Ballen“, dem schwellenden griechischen „Phallos“ und dem nach seinem nützlichsten Organ benannten deutschen „Bullen“; und da ist auf der anderen Seite die griechische „Ballistik“ gleichen Stammes mit dem festlichen anderen „Ball“, auf dem der Tänzer seine Dame herumwirbelt – als ob es da um die Flugparabeln ausser Kontrolle geratener, quer durch den Saal geschossener Tanz-Partnerinnen ginge.

Aus der „Atmosphäre“, einem erst neuzeitlichen, aus griechischen Bausteinen destillierten Retortenwort, weht uns nicht etwa ein germanischstämmiger „Atem“, sondern eine griechischstämmige *atmé* entgegen. Bei ihrem ersten Auftritt in der HESIODEISCHEN „Theogonie“ (862) bezeichnet diese *atmé* – ominös genug – einen sengenden, dörrenden „Gluthauch“ über der vom Blitz des Zeus getroffenen „brennenden, schmelzenden Erde“. Und im AISCHYLEISCHEN „Agamemnon“ (1311) spricht die Seherin Cassandra von dem *atmós*, dem „Modergeruch“, der ihr aus dem Palasttor von Mykene „gleichwie aus einem Grab“ entgegenschlägt. Gluthauch und Moder: Was uns aus dieser Jahrtausende tiefen Lexikonspalte glutheiss und feuchtkalt in die Nase steigt, kann einem schier den Atem verschlagen.

Die lateinische „Demonstration“, dieses „Von-oben-herunter-Zeigen“, hat mit der griechischen „Demokratie“, der „Volksherrschaft“, nichts als die Nachbarschaft im Alphabet gemeinsam. Aber in der gewaltsam verhackstückten, mitten durch den Verbstamm *monstra-* entzweigehauenen „Demo“ kommen die autonomen Chaoten, wortwörtlich verdolmetscht: diese „eigengesetzlichen Maulaufsperrer“, sozusagen in demokratischer Vermummung zur Demo, und wie der Zufall so spielt, passt diese so salopp verkürzte „Demo“ nicht nur zum demokratischen „Demonstrieren“, sondern auch zum destruktiven „Demolieren“ wie die Faust aufs Auge.

Vollends verwirrend wird das Vexierspiel dieser Doppelgänger, wenn das Kassationsgericht eine Geldstrafe kassiert und die Gerichtskasse dann nichts mehr zu kassieren hat. Bei jenem vorher angesprochenen Dopingtest, der einem Radrenn-Champion allzu männliche Testosteronwerte attestiert, hatten wir es ja sogar mit einem wortgeschichtlichen Dreifachgänger zu tun, und bei dem super-männlichen Raser, dessen rasante, das heisst ja: alle Tempolimit-Tafeln wegrasierende Fahrt zu übler Letzt unterm grünen Rasen endet, haben wie gleich noch einmal einen solchen Dreifachgänger vor uns.

Manchmal hilft das sogenannte „Volk“ mit seinen sinngebenden „Volksetymologien“ einer solchen Beinahe-Begegnung noch ein wenig nach. „Mausetot“ meint ja nicht, dass Mäuse, wenn sie einmal tot sind, töter sind als andere Tiere; erst eine solche Volksetymologie hat ein niederdeutsches *mursdot*, „ganz tot“, auf die vielgejagte Maus bezogen. Auch die Murmeltiere in den hohen Bergen murmeln ja nicht, wie ich in meiner Schülerzeit im norddeutschen Flachland noch meinte, mit dem Bergbach um die Wette. Darin stecken nun wirklich wieder „Mäuse“: Plinianische *mures montani*, „Bergmäuse“ von der kolossalen Art, die im Rätoromanischen einen jahrhundertelangen Winterschlaf gehalten haben, im Mittelhochdeutschen als kauderwelsche *mürmendin* erscheinen und sich schliesslich zu ordentlichen „Murmeltieren“ gemausert haben – da konnte man sich bei dem Wort doch wieder etwas denken. Aber mit diesem „Sich-Mausern“ haben wir die Mäusewelt schon wieder verlassen – dahinter steckt natürlich keine „Maus“, sondern ein lateinisches *mutare*, „wechseln“; die „Mauser“ der Vögel ist eine *mutatio vestis*, ein „Wechsel“ des Federkleids.

Machen wir hier von den mausetoten Mäusen und den murmelnden Murmeltieren noch einen kleinen Schlenker zu den Ratten oder mancherorts auch „Ratzen“. Neben dem lateinischstämmigen „radikal“ in dem Sinne „radikal – mit der Wurzel – ausreissen, radikal ausrotten“ steht im Deutschen die umgangssprachliche Volksetymologie „ratzekahl“ in dem Sinne „ratzekahl – ganz und gar – aufgegessen, aufgefressen“. Das spielt ursprünglich wohl auf einen ratzekahlen

Rattenschwanz an; aber wie es sich so trifft, passt das ja auch bestens zu einem ratzekahlen Rechtsradikalen: Bei so einem rechten Wurzel-ausreisser kommt auch der eigene Schädel nicht ungeschoren davon.

Nicht alles ist Griechisch oder Latein, was auf den ersten Blick antikisch aussieht. Es wäre ja ausgesprochen witzig, wenn wir hinter dem klopfenden, stampfenden „Rap“-Sänger einen homerischen Rhapsoden ausmachen dürften, und immer noch ganz hübsch, wenn wir diesen „Rap“ an der von CICERO (Brutus 264) getadelten *rapida et celeritate caecata oratio* festmachen könnten, an diesem „rasenden, in seinem tollen Tempo unverständlichen Wortschwall“. Ein Holzweg und noch ein Holzweg! Die simple Wahrheit weist auf einen dritten, und diesmal einen richtigen Holzweg: der „Rap“ ist germanischen, englischen Ursprungs, Lautmalerei für ein lautes Klopfen und Pochen auf Holz: rap, rap, rap.

Aber manches ist tatsächlich Latein und Griechisch, was gar nicht mehr antikisch aussieht. Da ist zum Beispiel die „Brezel“, die ihre Herkunft von den erst griechischen, dann lateinischen *braccia*, den „Armen“, mit ihren butterbestrichenen Schultern und ihren kreuzweise übereinander geschlagenen Armen ja noch recht anschaulich vor Augen stellt. Der Weg von den lateinischen *braccia* zu unserer „Brezel“ ist mit einem spätlateinischen *bracciatellum*, einer alt-hochdeutschen *brezzitella* und einer mittelhochdeutschen, schon halb aufgeknaaberten *brezel* bestens ausgedeutet.

Oder da ist der scheinbar so urdeutsche Dorf-„Weiher“: Darin verbirgt sich ein lateinisches *vivarium*, wörtlich eine „Lebend-Anlage“. In der Antike bezeichnete das Wort die hinter dem Meeresstrand künstlich angelegten Salzwasserbecken, in denen der Geniesser LUCULLUS die auf Vorrat gefangenen Salzwasserfische bis auf Weiteres sich tummeln liess; im Mittelalter bezeichnete dieses *vivarium* den klösterlichen Karpfenteich oder eben Karpfen-„Weiher“, mit dem die Ordensbrüder für die vorösterliche Fastenzeit vorsorgten.

Hinter dem „Grill“ verbirgt sich – und hier wirklich: „verbirgt sich“ – eine buchstäblich à

*point* gebratene lateinische *craticula*, ein „Flechtwerk“, ein eiserner „Grillrost“. Auf seinem Weg über das Französische und Englische hat sich das lateinische Wort wie eine wirkliche Grillade von der rohen Neun-Buchstaben-*craticula* zu dem fertig gebratenen Fünf-Buchstaben-„Grill“ zusammengezogen; aber das Pünktchen auf dem „i“ genau in der Mitte dieses *à point* gebratenen „Grills“ ist noch ein Pünktchen blutige Antike.

Wer diesen weitverzweigten Familiengeschichten, diesen verschlungenen Wörterlebenläufen nachspürt, findet leicht hunderterlei und fände wohl auch tausenderlei quasi „persönliche“ Lebensläufe mit ihrem kunterbunten Auf und Ab und Hin und Her durch die Zeiten und die Sprachen. Da gleicht kein Wörterleben dem anderen, so wenig wie ein Menschenleben dem anderen.

Wenn die Pfadfinder ihrem Stammführer mit einem kräftigen „Be-Er-A-Vau-O!“ für die Waldweihnacht danken, mögen diese Rufe allenfalls noch italienisch tönen; aber was steckt alles hinter einem solchen „Bravo!“: Erst bei HOMER im 8. Jahrhundert v. Chr. die „barbarophonen“, lautmalend „bla-bla-bla-tönenden“ kleinasiatischen Fremden, bei denen die Griechen immer nur „Bahnhof“ verstanden; dann bei HERODOT im 5. Jahrhundert die im abschätzigen Sinne „barbarischen“ Perser mit ihrer aus griechischer Sicht unwürdig-herrischen, menschenverachtenden Königsherrschaft; dann in der frühen Neuzeit der italienische „Bravo“ im Sinne des kaltblütigen Killers und der wüst dreinschlagende „brave“ Landsknecht vom Schlage eines Schlaginhauens; dann, mit dem alles umkehrenden Sprung von den Söldnertugenden zu den Bürgertugenden, der eben gerade nicht dreinschlagende bieder-männisch „brave“ Bürger, und dann zuletzt die begeisterten „Bravo!“-Rufe des Opernfans für den Heldentenor und seine Bravourarie – welch ein Wörterleben über die Jahrtausende hinweg!

Ich erinnere mich noch, wie ich mir als Schüler einen „Erz“-Engel mit stahlblauen, metallisch klingenden Flügeln vorstellte. In der Folge kam ich dahinter, dass der Erzbischof, griechisch *archiepiskopos*, beim Wort genommen ein „Erster Aufseher“, ein „Erster Bischof“ und der Erzengel, griechisch *archangelos*, ein „Erster Engel“

ist, ursprünglich übrigens ein Erster persischer Expressbote; das griechische Verb *árchein*, das sich im „Architekten“, dem „Ersten Baumeister“, und etwa in der „Archäologie“ und den „Archetypen“ noch prägefrisch erhalten hat, bedeutet „anfangen, der Erste sein, herrschen“.

Und ich erinnere mich noch an das Aha-Erlebnis, mit dem ich in unserem gewöhnlichen Haus-„Arzt“ einen „Erz“-Arzt entdeckte. Der griechische Ehrentitel *archiatrós*, „Erster Arzt“, war den Leibärzten der hellenistischen Könige und der römischen Cäsaren, auch den Stadtärzten der grossen Metropolen vorbehalten, bis die Titelinflation in der Spätantike die Ärzte allesamt zu solchen *archiatroí*, lateinisch *archiatri*, aufsteigen liess. Aber dann schnurrte im lateinischen Westen, wo derlei griechische Titel keine sprechenden Titel mehr waren, der viersilbige *archiater* zu einem althochdeutschen *arzat*, einem mittelhochdeutschen *arzet* und schliesslich zu einem einsilbigen „Arzt“ zusammen. Was ist dieses federgewichtige, kaum gesprochen schon verwehte Wörtchen „Arzt“ noch gegenüber jenem schwer und bedeutungsträchtig ins Ohr fallenden alten *archiatrós* oder *archiáter* – bei so einem prächtigen Titel kommt es schon ein wenig auf die Zahl der Silben an. Seither hat ein zweiter Beförderungsschub die Titelinflation wenigstens teilweise wieder ausgeglichen und neue „Chefärzte“, eigentlich ja schon „Chef-Chefärzte“ hervorgebracht. Das ist, wie wenn nächstens alle Ärzte in einem weiteren Inflationsschub zu Chefärzten avancierten, alle diese „Chefärzte“ allmählich zu „Schärzten“ zusammenschnurrten und ein dritter Beförderungsschub nochmals neue Chef-Schärzte, eigentlich dann schon „Chef-Chef-Chefärzte“ generierte.

Menschenkarrieren, Wörterkarrieren: Da gibt es unwahrscheinliche Aufstiege und Abstürze, so zum Beispiel den grandiosen Aufstieg des griechischen Allerweltswörtchens *autós*, „selbst“, das im letzten Jahrhundert über das „Automobil“ und den „Automaten“ zu einem sprachlichen Leitfossil des technischen Zeitalters geworden ist. Wer im Deutschen sagt „mein Auto“, sagt griechisch buchstäblich „mein Selbst“ – und meint doch nicht sein eigenstes, innerstes Selbst, an dem sein Selbstverständnis und sein Selbstbe-

wusstsein hängt, sondern nur sein „Automobil“, vollständig verdolmetscht: sein ohne Pferde von Fleisch und Blut kraft eigener Pferdestärken selbstanfahrendes „Selbstbewegliches“.

Das „Auto-mobil“, vorne Griechisch, hinten Latein, ist ein zweisprachiges Zwitterwesen, eine mythische Chimäre: „Vorne Löwe, hinten Drache ...“ Kein Wunder, dass dieses „Auto-mobil“ seinen lateinischen Echschwanz, das „-mobil“, bald einmal abgeworfen hat; die Zoologen nennen eine solche Selbstverkürzung eine „Autotomie“. Im nah verwandten Fall des „Omnibus“, dieses Automobils „für alle“, eines simplen Dativs Plural, hat umgekehrt der Schwanz den Rumpf, das „Omni-“, abgeworfen und ist seither als „Bus“ allein durch die Welt kutschiert. Aber nach dieser doppelten Autotomie ist es dann doch zu einem Happy End gekommen, als der griechische „Auto“-Rumpf und der lateinische „Bus“-Schwanz sich zu guter Letzt glücklich wieder zu einem neuen griechisch-lateinischen Zwitterwesen, zum „Auto-bus“, vereinigten: eine echt automobiler Beziehungskiste. THOMAS MANN präsentiert uns im „Tod in Venedig“ einmal augenzwinkernd einen ganz und gar unverkürzten „automobilen Omnibus“.

Im Duden-„Fremdwörterbuch“ füllt das Nest der „Auto“-Wörter von der „Autarkie“ bis zum „Autozoom“ – mit dem Kuckucksjungen des „Autors“ und seiner „Autorität“ mittendrin – acht, neun dichtbesetzte Spalten: hundertmal Auto-Bezügliches oder sonstwie Selbstbezügliches. Klar, dass der „Autodidakt“ kein Fahrlehrer, das „Autogramm“ keine Bremsspur ist – aber wohin gehört da eigentlich gleich zu Anfang die „Autoaggressionskrankheit“?

Und da gibt es, auf der anderen Seite, gerade so unwahrscheinliche Abstürze. Die griechische *idéa*, im Griechischen verwandt mit mit allem „Historischen“, im Lateinischen urverwandt mit dem ganzen Video-Komplex und allem „Visionären“, im Deutschen urverwandt mit dem „Wissen“ und aller „Wissenschaft“ – diese griechische *idéa* war im 4. Jahrhundert v. Chr. in der Platonischen „Idee“ in die höchsten Ränge des ungewordenen, unvergänglichen Seins aufgestiegen. In der „Idee des Kreises“, zum Beispiel, hat PLATON das unvergängliche Urbild aller gezeichneten Kreise,

in der „Idee des Guten“ den unvergänglichen Ursprung aller einmal entstandenen und wieder vergehenden Dinge und dieser im Ganzen doch fort und fort bestehenden Welt gesehen. In der „europäischen Idee“ oder der „Olympischen Idee“ spiegelt sich noch der alte Glanz. Heute sprechen wir alltäglich von einer irgendeiner guten oder schlechten, tollen oder blöden Idee und am Ende gar von der Mini-„Idee“, um die etwa eine Suppe zu stark oder zu schwach gesalzen, ein Rock zu lang oder eine Hose zu kurz geraten ist. Welch ein Absturz ins Banale, und doch: auf der Gegenseite ist der *Quotation Index* dieser Jahrtausende alten Platonischen „Idee“ im alltäglichen Sinne irgendeines „Einfalls“ oder auch eines „Beinahe-Nichts“ neuerdings ins Unermessliche gestiegen, und jeweils in den Vorweihnachtswochen hat die einst so ehrwürdige „Idee“ regelmässig Hochkonjunktur: in Gestalt der allenthalben herumgebotenen mehr oder weniger verrückten „Geschenk-Ideen“.

Nicht viel besser ist es den zehn „Kategorien“ ergangen, unter denen ARISTOTELES einmal nichts weniger als die ganze grosse Wirklichkeit der Welt buchstäblich hatte „ansprechen“ und einordnen wollen: Sie haben sich neuerdings auf die Klassifizierung von Hotels, Mietwagen und dergleichen einlassen müssen.

Andere Wörter springen fröhlich sozusagen als Quereinsteiger von einem Lebenskreis zum anderen, von einer Bildlichkeit zur anderen:

So ist das griechische *kéntron*, eigentlich der „Sporn“ der Hähne und der Reiter und der „Stachel“ der Bienen und Wespen, über die Spitze des Zirkels in die Mathematik übergegangen, hat im 4. Jahrhundert v. Chr. in der Platonischen Akademie dem Mittelpunkt, sozusagen dem „Stachelpunkt“ des Kreises, griechisch dem *kéntron*, lateinisch dem *centrum* und dann dem „Zentrum“ des Kreises den Namen gegeben und in der Folge weltweit allen möglichen gar nicht mehr stacheligen, gar nicht mehr spitzigen Zentren, Centers und Zentralen Pate gestanden; und so hat sich der lateinische *cardo*, die bronzene oder eiserne „Türangel“, um die unsere irdischen Türflügel sich drehen, zu den Himmelsangeln aufgeschwungen, um welche die Himmelssphären sich drehen, und

ist von da wieder auf die Erde zurückgekehrt: zunächst mit einem roten, quastenbehangenen Kardinalshut ins römische Kardinalskollegium und dann mit einer feschen roten Federhaube ins Kollegium der Finkenvögel, Unterfamilie der „Kardinäle“. Und zu guter Letzt hat ein hochehrwürdiges Ornithologen-Konklave einen dieser gefiederten Kardinäle tatsächlich zum „Papstfinken“ gewählt.

Aber bleiben wir bei der Umschau unter diesen Quereinsteigern, nur in der nächsten Nähe, nur beim Hier und Heute:

So ist die spätantike lateinische *bilanx*, vollständig die *bilanx libra*, die zumal für Edelmetalle und Edelsteine gebrauchte „zweischalige Waage“, die diesem gastlichen „Zunftthaus zur Waag“ Namen und Zeichen geliehen hat, bei den italienischen Kaufleuten zu der Soll und Haben sorgsam abwägenden „Bilanz“ und bei den französischen Seiltänzern zur linkerhand und rechterhand fein ausgeglichenen „Balance“ geworden; und so ist die ägyptische Königin BERENIKE II. über die ihr zu Ehren benannte libysche Hafenstadt Berenike alias heute Bengási und einen wieder nach diesem Herkunftsort benannten Lack, lateinisch *veronice*, italienisch *vernice*, französisch *vernis*, englisch *varnish*, im Deutschen „Firniss“, unfehlbar Ehrengast bei allen Vernissagen geworden. Bei den Gemälde-Vernissagen des 19. Jahrhunderts legte der Künstler ja tatsächlich noch letzte Hand und schliesslich letzten Lack an seine Bilder; mittlerweile hat sich der wortgeschichtliche Lackgeruch aus dieser französischen „Vernissage“ vollends verflüchtigt.

Vernissage: Da ist zugleich das Stichwort, der Startschuss für die „Sau“. Um drei Ecken ist die Sau in den Porzellanladen gestürmt. Die erste Ecke: Nicht im Schulvokabular *ad usum Delphini*, aber vielfach bei ARISTOPHANES findet sich das griechische Wort *choiros* vom „Schwein“ auf die weibliche Scham übertragen, doch offenbar um der strotzenden Fruchtbarkeit willen, die das Schwein ja auch für uns zum Glücksschwein und zum Sparschwein gemacht hat. Ein griechisches Lexikon sagt, dieser Sprachgebrauch sei in Korinth aufgekommen, und der Römer VARRO bezeugt eine gleiche Übertragung für das gleichbedeutende lateinische Wort *porcus*.

Hinter der nächsten Ecke ist von dem fruchtbaren Borstentier kaum noch der Ringelschwanz zu sehen. Dafür kommt hier eine exotische Meeresschnecke in den Blick, mit dem griechischen Namen *kónche choiríne*, „Schweinsschnecke“, im Lateinischen (*concha*) *porcellana*, die im Indischen Ozean heimische Kaurischnecke. Dazu schreibt OTTO KELLER in seinem Handbuch über die „Antike Tierwelt“ im Jahr 1913: „Auch für eine weniger sinnliche Phantasie, als es die der hellenischen Völker war, ist die Ähnlichkeit dieser Schnecke mit einem menschlichen Körperteile zu aufdringlich, als dass sie nicht bemerkt worden wäre, und so ist diese sogenannte ‚Porzellanschnecke‘ in ganz natürlicher Weise zum Sinnbild des Spezifisch-Weiblichen geworden.“

In der dritten Übertragung ist auch dieses „Sinnbild des Spezifisch-Weiblichen“ aus dem Sinn: Da geht es nicht mehr um die peinliche Form dieser (*concha*) *porcellana*, sondern um ihren weisslichen Glanz. Als MARCO POLO vor gut siebenhundert Jahren die „chinesische Ware“, wie es im Englischen ja noch heisst, nach Venedig brachte, brauchte es nicht mehr viel „sinnliche Phantasie“, den inzwischen auch italienischen Namen jener (*concha*) *porcellana* auf die kostbare Keramik zu übertragen. Von einem korinthischen Schweinekoben in die Meissener Porzellanmanufaktur und an die Dresdner Fürstentafel: Wirklich eine Wortgeschichte, die sich gewaschen hat!

Verehrte Damen und Herren – eine solche Anrede in der 48. Minute verheisst den nahen Schluss -: Lassen Sie sich anstecken von diesem philologischen, wortgeschichtlichen Spleen! Hinter diesem englischen „Spleen“ steckt ja auch schon wieder Griechisches: ein pathologischer *splen*, in diesem Fall: eine von fortgeschrittener Philologitis befallene „Milz“. In diesen Wortgeschichten zeigt sich die Sprache in ihrem ureigenen urmenschlichen Leben. Wie auf dem Ausgrabungsfeld die alte Steine und Scherben, so beginnen auf dem geschichtsträchtigen Boden der Sprache die alten und neuen Wörter zu sprechen und mit ihrer eigenen Geschichte überhaupt Geschichte zu erzählen.

Wenn wir die „Schule“ alias *schola*, *scuola*, *école*, *school* derart wieder blankputzen, so lässt

sie uns von einer Zeit träumen, da die griechische *scholé* noch eine lebenserfüllende, von aller Sorge um das Lebensnotwendige entlastete „Musse“ bezeichnete; wenn wir die „Rakete“ nach ihrer Wortgeschichte fragen, so erinnert sie uns an die ferne Zeit, in der ein häuslicher Spinn-„Rocken“ den Menschen noch vertrauter war als eine Interkontinentalrakete, eine „Apollo“-Mondrakete oder die jüngste „Ariane“-V.

Mit dieser „Ariane“-V wird aus unserer „Philologie“ mit ihrem griechischen „Ph“ zum Schluss noch einmal eine „Filologie“ mit einem lateinischen „F“, eine „Fadenkunde“, und jetzt kann ich Ihnen nach all dem Alten vielleicht noch etwas Neues sagen. Ariadne – das war doch die mit dem Faden, der seither zum alles und jedes vernetzenden „Leitfaden“ geworden ist: Die Tochter des kretischen Königs Minos, die sich in den athenischen Prinzen Theseus verliebte und diesem, als er in das berüchtigte Labyrinth einstieg, um mit dem halb mensch-, halb stiergestaltigen Menschenfresser Minotauros zu kämpfen, ein dickes Wollknäuel mitgab, das der athenische Prinz beim Hineingehen in das Labyrinth sorgfältig abwickeln und schliesslich, nach bestandnem Kampf, zum Wieder-Hinausfinden aus dem Labyrinth gerade so sorgfältig wieder aufwickeln sollte – das ist jetzt auch ein recht labyrinthischer Satz geworden. Oder für Opern-Fans: Das ist die gleiche Ariadne, die Theseus dann auf Naxos so schnöde sitzenliess, bis erst Dionysos und dann STRAUSS sich ihrer annahmen.

Mittlerweile gibt es hunderterlei nun nicht mehr gesponnene, sondern getextete „Leitfäden“ durch hunderterlei Labyrinth. Aber welcher Leitfaden leitet uns jetzt von der alten Ariadne auf Naxos zu der neuen „Ariane V“ auf Kourou? Ich war einmal im Schweizer Fernsehen in der gleichen Karussell-Sendung wie einer der leitenden Raketentechniker auf Kourou, und der verbürgte mir völlig ernst die folgende Erklärung: Zuerst sei mit dem europäischen Raumfahrtprogramm alles Mögliche schiefgelaufen; doch dann habe ein neuer Projektleiter nochmals ganz von vorne angefangen und die Sache vom Kopf auf die Füsse gestellt. Mit Blick auf diesen Neubeginn habe die Europäische Raumfahrtagentur die Rakete nach der mythischen Ariadne benannt:



„Die hat damals“, sagte er, „aber das wissen Sie ja viel besser als ich – die hat damals ihren hoffnungslos verknoteten Faden doch auch einfach mitten durchgehauen!“

Das neue Buch ist, auch im Namen meiner Frau ANNETTE, meiner *Unica Optima*, unseren sechs Enkelinnen und Enkeln gewidmet, die sich auf das unerschöpfliche, unergründliche Spiel mit der Sprache eben gerade erst einlassen. Das ist für künftige Jahre gedacht.

Aber hier und heute möchte ich zu guter Letzt noch Dank bezeugen: Dank an den Verlag, der das Buch so prächtig ausgestattet hat; Dank an die treuen Leserinnen und Leser, die mich allzeit so

kräftig ermuntert haben, und zuletzt und zumeist Dank bezeugen, Dank, Liebe und Verehrung bezeugen für ebenjene *Unica Optima*, ohne die meine Philologie nicht so fröhlich und unsere sechs Enkel überhaupt nicht wären!

Anmerkung:

- 1) Sammlungen von je 77 Wortgeschichten von Klaus Bartels im Verlag Philipp von Zabern, Mainz: *Wie Berenike auf die Vernissage kam* (1996, 3. Auflage 2004) – *Wie die Murmeltiere murmeln lernten* (2001) – *Trüffelschweine im Kartoffelacker* (2003) – *Die Sau im Porzellanladen* (Herbst 2008).

KLAUS BARTELS, Zürich

## Importuni ianuae pulsatores – Ungebetener Besuch bei römischen Dichtern

### I. Noli turbare circulos meos!<sup>1</sup>

#### Dichter und ihre Abwehrstrategien

Jeder, der am Schreibtisch in geistige Arbeit vertieft ist, kennt die lästige Unterbrechung konzentrierter Gedankentätigkeit durch äußere Einflüsse wie Telefon oder ungebetenen Besuch. Freilich wird nicht jeder so aus der Haut fahren wie der deutsche Philosoph ARTHUR SCHOPENHAUER, dem bereits Peitschenknallen auf der Straße das Adrenalin direkt in die Feder fließen ließ: „Soll denn, bei der so allgemeinen Zärtlichkeit für den Leib und alle seine Befriedigungen, der denkende Geist das Einzige seyn, was nie die geringste Berücksichtigung, noch Schutz, geschweige Respekt erfährt?“<sup>2</sup>

Vielleicht wird man prospektiv Schutz- und Abwehrstrategien gegen unliebsame Störungen von außen entwickeln wie WILHELM BUSCH, der „Weise von Wiedensahl“. Sein Neffe, der Pfarrer HERMANN NÖLDEKE, erinnert sich in seinen Memoiren, wie der berühmte Onkel ihn als eine Art Deichwall gegen unliebsamen Besuch errichtete: „Er schränkte seinen Umgang mit fremden Menschen, besonders solchen, die den berühmten Mann gern mal gesprochen hatten, immer mehr ein. „Halt mir die fremden Leute vom Leibe! Sag nur,“ so empfahl er mir verschmitzt lächelnd, „dein Onkel wäre ein wunderlicher alter Kerl, mit dem nun mal nichts anzufan-

gen wäre! Na, ich vertraue dir, du wirst's schon machen.“<sup>3</sup>

Ohne Zuhilfenahme eines Dritten geht GOTTFRIED BENN das Thema direkt an, wenn er in einem Brief aus dem Jahre 1952 dem Dichter ALEXANDER LERNET-HOLENIA die Empfehlung gibt: „Ich bin kein Menschenfeind. Aber wenn Sie mich besuchen wollen, bitte kommen Sie pünktlich und bleiben Sie nicht zu lange.“

Dass Dichter – jedenfalls in ihren produktiven Phasen – ungestört sein wollen, ist kein modernes Phänomen, wie zwei Zeugnisse aus der Antike bzw. dem Humanismus erhellen mögen.

### II. Die Reaktion des Ennius auf ungebetenen Besuch

In CICEROS rhetorischer Schrift *de oratore* findet sich im Kontext der Ausführungen über den Witz (2, 217-290) aus dem Munde von C. IULIUS CAESAR STRABO folgende Anekdote über den altrömischen Dichter ENNIUS, durch seine *Annales* bekannt als der Nationalepiker Roms, bevor ihm VERGIL rund eineinhalb Jahrhunderte später mit der *Aeneis* diesen Rang ablief:

*ut illud Nasicae, qui cum ad poetam Ennium venisset eique ab ostio quaerenti Ennium ancilla dixisset domi non esse, Nasica sensit illam domini iussu dixisse et illum intus esse; paucis post*